Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 3

Artikel: Soziologie und Stadtplanung
Autor: Miller, Andreas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161609

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Soziologie und Stadtplanung

ANDREAS MILLER

Beitrag der Sozialwissenschaften zur Stadtplanung

Die moderne Stadt ist das Produkt und zugleich der Träger der industriellen Kultur. Sie ist für viele zu einem Symbol dieser Kultur geworden, sowohl für ihre positiven als auch für ihre negativen Eigenschaften. Begreiflicherweise hat sie deshalb schon früh das Interesse der Soziologen geweckt und bildet einen bevorzugten Gegenstand ihrer Forschungen.

Die Soziologie trägt zur Stadtplanung bei, indem sie zunächst gewisse Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung der Städte und des städtischen Lebens erhellt. Die politische und die bauliche Planung setzen sich entweder das beschränkte Ziel, den gegebenen Charakter eines Gebietes zu konservieren oder zu akzentuieren; oder aber sie versuchen, ihn nach einer eigenen, neuen Konzeption zu verändern. In beiden Fällen ist die genaue Kenntnis des städtischen Raumes und der inneren Gesetze seiner Besiedlung und seines Wachstums unerläßlich.

Der zweite Beitrag der Soziologie zur Stadtplanung liegt auf einer ganz anderen Ebene: Sie stellt dem Planer Forschungsmethoden zur Verfügung, die eine objektive Erfassung einzelner Gegebenheiten und der Gesamtzusammenhänge ermöglichen. Die Verkehrsplanung zum Beispiel ist heutzutage ohne Verkehrszählung undenkbar. Viele für die Planung notwendigen Daten können nur durch statistische Erhebungen gewonnen werden. Sobald der Mensch als Maß in den Mittelpunkt der planenden Bemühungen gestellt wird, gewinnt die Erforschung seiner Bedürfnisse und seiner Wünsche entscheidende Bedeutung.

Schließlich schuf die neueste Entwicklung in der Stadtplanung ein neues Arbeitsgebiet, auf welchem Planer und Architekt auf die Mitarbeit der Soziologen nicht verzichten können. Bis vor kurzem richtete sich alles Planen vorwiegend nach dem Menschen als Individuum aus. Man war um seine Gesundheit sowie um sein materielles Wohl besorgt und versuchte, bessere Lebensbedingungen für ihn zu schaffen: durch Festsetzung von Normen für die hygienische Ausstattung der Wohnungen; durch Trennung der Wohn- von den Industriequartieren, durch Schaffung von Parkanlagen und Sportplätzen usw.

Allmählich setzte sich jedoch die Einsicht durch, daß Maßnahmen dieser Art etwas ganz Entscheidendes vermissen lassen. Gewiß ist das materielle Wohl wichtig für die Entwicklung und für das Glück des Menschen. Ebenso wichtig oder vielleicht noch wichtiger aber ist seine soziale Umgebung, welche ihm die Möglichkeit einräumt oder auch verwehrt, mit anderen Menschen in

dauerhafte Beziehungen zu treten, in einzelnen, kleineren Gruppen Wurzeln zu schlagen, in der Gemeinschaft mit anderen ein Gefühl von Geborgenheit und Selbstbestätigung zu finden. Es wurde immer deutlicher, daß nicht das «gesunde Wohnen», sondern die adäquate soziale Umgebung das große Problem der Städte ist.

Familie und *Nachbarschaft* sind die beiden Gruppen, auf die sich das besondere Interesse der Planer richtet. Man glaubt, daß die meisten Nachteile des städtischen Lebens wegfallen würden, sofern es gelänge, sowohl der Familie ihren früheren Sinn und ihre frühere Bedeutung wiederzugeben als auch die Nachbarschaft als eine natürliche, primäre soziale Gruppe zu fördern. Deshalb wünschen die Stadtplaner und Architekten, die kleinste Einheit der Stadt, nämlich die Wohnung, so zu gestalten, daß sie optimale Bedingungen für die Entwicklung des Familienlebens gewährt. Das Stadtquartier soll so angelegt werden, daß es das Zusammenwachsen der einzelnen Haushaltungen zu einer echten, natürlichen Nachbarschaft fördert. Die zentrale Rolle, welche der kleinen Gruppe im städtischen Leben zugedacht wird, macht den Soziologen zu einem Berater und Mitarbeiter des Planers.

Im folgenden sollen zwei Komplexe eingehender erörtert werden: zunächst einige soziologische Forschungsergebnisse, welche sich auf die Gesetzmäßigkeiten im Wachstum der Stadt beziehen; sodann das Problem der Familie und der Nachbarschaft in der modernen Stadt.

Die Entwicklung der industriellen Stadt

Der Planer will das Wachstum der Stadt beeinflussen; er sucht zu vermeiden, daß die Stadt eine als «optimal» angenommene Größe überschreitet. Er erreicht dieses Ziel entweder durch Umsiedlung eines Teiles der Bevölkerung, wie sie etwa durch die Schaffung von Satelliten-Städten erreicht wird, oder durch Ablenkung des Zuwandererstroms in andere Städte. Der Planer will auch die Struktur der Städte verändern, das heißt Wohnquartiere von der Industrie trennen, modernen Anforderungen nicht mehr genügende Häuser abbrechen, schlecht überbaute Gebiete zum Teil durch Parkanlagen ersetzen usw. Mit all diesen Maßnahmen verfolgte er sein oberstes Ziel: das städtische Leben zu ändern, «für den Menschen im vollen Sinne des Wortes, für die Persönlichkeit und ihre Gemeinschaftsordnungen... die angemessene Umwelt zu schaffen[1]».

Die moderne Stadt entwickelt sich aber nach eigenen Gesetzen, nach Kräften, die den Maßnahmen der Planer entgegenwirken und oft zu Situationen führen, welche vom Planer — und nicht nur von ihm — als unerträglich betrachtet werden. Was für Kräfte sind das und worauf sind sie ausgerichtet? Zu welchen Ergebnissen würden sie führen, wenn man ihnen freien Lauf ließe?

Die industrielle Stadt — nur diese soll den Gegenstand unserer Erörterungen bilden — wird in ihrer Entwicklung vorwiegend durch die folgenden vier «Gesetze» bestimmt: durch das Gesetz des Standortes, des Wachstums, der Strukturierung und der städtischen Lebensweise.

Die moderne Stadt ist eine Schöpfung des industriellen Zeitalters. An ihrem Ursprung steht der industrielle Großbetrieb, der vom freien Unternehmer dort gegründet wird, wo sich die größten Standortvorteile ergeben. Diese Vorteile können in den Naturschätzen liegen, sie können aber auch aus der besonders günstigen Verkehrslage oder aus dem lokalen Überfluß an Arbeitskräften resultieren. Rein wirtschaftliche Überlegungen entscheiden somit über die Standortwahl eines Unternehmens und damit über die *Lage der industriellen Stadt.* Im Erfolgsfall folgen auch dem ersten Industriebetrieb weitere gleichartige Betriebe in die Region. Da nun die «industrielle Fertigung arbeitsteilig geschieht, machen sich alsbald technische und wirtschaftliche Zusammenhänge geltend und ziehen Anschlußindustrien heran... So entsteht aus der ersten Standortwahl ein bedeutender *Standort*, der in der entwickelten industriellen Gesellschaft 15 000 bis 30 000 industrielle Arbeitsplätze zählt...[2]».

Jeder bedeutende industrielle Standort weist eine starke Tendenz zur Verstädterung auf, das heißt dazu, seine Einseitigkeit aufzugeben und sich zu einem heterogenen Gebilde zu entwickeln. Diese Tendenz bewirkt, daß auch eine bereits bestehende Bürgerstadt die Standortwahl der Großindustrie bestimmen kann, weil sie den Unternehmern Vorteile bietet.

Entscheidend für das *Wachstum* der Städte ist der Zuzug aus der Landschaft. Aus eigener Kraft hätte die Stadt nicht vermocht, sich selbst zu erhalten: früher nicht, weil die Sterblichkeit außerordentlich hoch lag; in neuerer Zeit nicht zufolge der sehr tiefen Fruchtbarkeit. Die Zuwanderer suchen ein zur Familiengründung taugliches Auskommen, wie sie es als unqualifizierte Arbeiter in den industriellen Betrieben finden können. Darüber hinaus zieht die Industriesiedlung mannigfaltige Berufe an: Händler und Handwerker, Verkehrs- und Baugewerbe, Dienstleistungen und öffentliche Dienste. Nach dem Gesetz «des doppelten Stellenwertes», das auf Sombart zurückgeht, wächst dem industriellen Standort eine zweite Stadt zu, die in der Größenordnung der industriellen Belegschaft entspricht[3].

Am Ziel dieser Entwicklung steht die Großstadt, «die Einheit und Ausgleich in der eigenen Mannigfaltigkeit findet, selbstgenügsam in allem, außer ihrer Ernährung[4]». Nach deutschen Berechnungen liegt die untere Grenze einer solchen Siedlung bei rund 300 000 Einwohnern[5]. Zu einer ähnlichen Zahl gelangte auch Colin Clark in seiner Untersuchung der englischen Städte[6].

Der *Prozeß der Strukturierung und der Differenzierung* des städtischen Raumes ist mit dem Wachstum der Stadt eng verknüpft. Wenn sich eine bereits bestehende Stadt in einen industriellen Standort umwandelt — dieser Vorgang dürfte für Europa typisch sein — wird ihre Einheit gesprengt. Zunächst nimmt

die Stadt die ganze Zuwanderung in ihre Mauern auf. Alles, was Namen und Geld besitzt, konzentriert sich dabei auf die Stadtmitte, im Umkreis des Rathauses und des Domes. Der Platz vor den Toren, wo bald auch gebaut werden muß, ist entwertet: wer das Bürgerrecht nicht besitzt, darf sich nur hier niederlassen. Unter dem Andrang zur Stadtmitte steigen die Bodenpreise; die wirtschaftlich Schwächeren müssen weichen. Die fortschreitende Industrialisierung entwertet jedoch in der Folge das Stadtzentrum als geeignetes Wohnquartier. Die hohen Bodenpreise führen dazu, daß hier eng gebaut wird, die Eigentümer ihre älteren Häuser in kleine Wohneinheiten unterteilen, um ein höheres Mieteinkommen zu erzielen. Diese älteren Wohnungen werden von Zuwanderern belegt, die in die Stadt hineinströmen und wegen der noch unzulänglichen Verkehrsmittel gezwungen sind, in der Nähe ihrer Arbeitsplätze Unterkunft zu suchen. Nunmehr verlassen die Reichen die Stadtmitte und richten sich in ihren Häusern «im Grünen» am Rande der Stadt ein. Sie werden von anderen gefolgt, die sich eine bessere Wohnung oder sogar ein Eigenheim leisten können und sich jetzt, dank dem Ausbau des Verkehrsnetzes, immer weiter von ihren Arbeitsplätzen niederlassen können. Die alten Häuser in der Stadtmitte weichen neuen Gebäuden, die für jene errichtet werden, welche in der Lage sind, die hohen Grundrenten zu zahlen. Die Altstadt entwickelt sich zur City, in der die spezialisierten Spitzenfunktionen der Wirtschaft und der Verwaltung ihren Sitz haben.

Diese Differenzierung des städtischen Raumes tritt überall auf. Sie zeigt solche Regelmäßigkeiten, daß sie zur Aufstellung der Hypothese der konzentrischen Zonenbildung geführt hat. In einer industriellen Stadt bilden sich fünf konzentrisch liegende Ringe, die sich in der Intensität der Bodennutzung voneinander unterscheiden: Zunächst das Geschäftszentrum, das von der zweiten, gemischten Zone mit Geschäften, Industrie- und Slumsquartieren umgeben ist. Als dritter Ring folgt eine Zone von Arbeiterwohnungen, sodann eine Zone von Einfamilienhäusern und schließlich eine äußere oder Pendlerzone[7]. Diese Zonen weisen eine Reihe wichtiger Unterschiede auf, wobei die Intensität der Merkmale das gleiche Gefälle zeigt wie die Intensität der Bodennutzung: Sie ist im Zentrum am höchsten und nimmt mit erstaunlicher Regelmäßigkeit proportional zur Entfernung vom Stadtzentrum ab. Dies gilt für die Bodenpreise, für die Häufigkeit von Verbrechen, für eine Reihe demographischer Merkmale, für die Verteilung der Bevölkerung während des Tages usw.

Auf die europäischen Städte übertragen ist dieses auf Grund von amerikanischen Städten abgeleitete Bild der ringförmigen Zonen zu schematisch. Deshalb begnügt man sich oft mit nur drei Zonen: der Stadtmitte, der sogenannten City, werden die Vorstädte und der Wohngürtel gegenübergestellt. Die Stadtmitte entwickelt sich immer stärker zum Standort spezifischer Leistungen, namentlich der Vermittlung und der Verwaltung. Sowohl die Wohn- wie die Versorgungsfunktionen werden bis auf kleine Teile aus dem Zentrum ver-

drängt. Von der Versorgung bleiben nur diejenigen Teile in der Stadtmitte zurück, die der Unterstützung durch die gesamte Großstadtbevölkerung bedürfen: Juweliere, Pelz- und Teppichgeschäfte, Parfumerien, Hotels und Gaststätten usw. Die Straßen sind nicht länger dem Nutzverkehr, sondern dem Schaufensterbummel vorbehalten[8].

Die Vorstadt bietet das Bild der Verhältnisse aus der frühen Zeit der Industrialisierung. Nutzerwägungen waren bei ihrer Entstehung entscheidend, die Bedürfnisse der Bewohner wurden nicht berücksichtigt. Das vielstöckige Miethaus herrscht immer noch vor, das Wohngebiet ist mit kleinen Gewerbebetrieben und Fabriken durchsetzt. Der Lärm des Durchgangsverkehrs und der Werkstätten dringt in die kleinen Wohnungen und in die engen Straßen ein. Ein gut ausgebautes Netz von Versorgungsstellen deckt den täglichen Bedarf der industriellen Bevölkerung ein.

Der Wohngürtel schließlich ist die Region, in der die neuen Formen des städtischen Wohnens erprobt werden. Neben den Quartieren des gehobenen Mittelstandes finden wir hier Genossenschaftssiedlungen, Gruppen kleiner Einfamilienhäuser sowie billig gebaute Wohnblöcke, welche von den Zuwanderern belegt werden.

Die räumliche Struktur der Stadt, wie sie im Verlaufe ihrer Geschichte entstanden ist, weist eine beachtliche Widerstandskraft gegen alle Veränderungen auf. Dies hat man zum Beispiel beim Wiederaufbau der kriegszerstörten Städte sehr deutlich gespürt[9].

Das vierte Gesetz schließlich bestimmt die *städtische Lebensweise*. Die industrielle Stadt ist eine Umwelt, welche Millionen von Menschen zu einer neuen, früher unbekannten Lebensweise zwingt. Der Zuwanderer befreit sich mit dem Aufbruch aus seiner ländlichen oder kleinstädtischen Umgebung von allen Bindungen und Verpflichtungen. Er entzieht sich der seit Generationen überlieferten Ordnung und kommt in die Großstadt gleichsam als isoliertes Atom, auf sich selbst angewiesen, durch das soziale Erbe nicht belastet, aber auch jeder Stütze beraubt. Bald wird er jedoch einer neuen Ordnung unterstellt: der sachgegebenen Ordnung der industriellen Produktion. Er wird zum Glied eines Leistungszusammenhanges, «in dem jede Stelle durch und für die Gesamtheit aller anderen Stellen da ist...[10]». In diesem Zusammenhang ist jeder einzelne grundsätzlich ersetzbar und versetzbar — daher die große Mobilität der städtischen Bevölkerung, daher auch der sachliche Charakter aller Beziehungen, die sich zwar zu sozialen Gebilden verdichten, aber nur selten zu einer echten Gemeinschaft führen.

Das tägliche Leben wird durch die Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung bestimmt: es spielt sich in verschiedenen Wirkungskreisen ab, die sich oft nicht einmal mehr berühren. Der einzelne tritt in verschiedenen Rollen auf — als Arbeitsnehmer, als Familienvater, als Mieter, als Gewerkschafter —, die jeweils nur einzelne Aspekte seines Seins beanspruchen. Er ist am Leben vieler

Gruppen beteiligt, die Zahl seiner sozialen Beziehungen ist groß, aber es sind zumeist unverbindliche, gefühlsarme Spezialbeziehungen.

Der Großstädter bewegt sich in der Menge, die er und die ihn nicht kennt: er ist ein Fremder unter Fremden. Diese Anonymität befreit ihn vom ständigen Druck der sozialen Kontrolle. Sie ist zugleich eine notwendige Abwehr gegen die Überforderung durch die allzu vielen Stimuli, welche vom modernen Alltag ausgehen.

Die Stadt lebt nach ihrem eigenen, durch die Erfordernisse des Industriebetriebes diktierten Rhythmus. Die Monotonie der täglichen Arbeit führt zu einer Gestaltung der Freizeit, welche keine Entspannung mehr bietet, sondern vielmehr auf oberflächliche Reizerlebnisse ausgerichtet ist.

Die Familie in der modernen Stadt

Das städtische Leben, wie ich es in wenigen Zügen zu umreißen versuchte, ist seit Jahrzehnten heftigen Angriffen seitens der Kulturkritiker ausgesetzt. Seine Auswüchse bilden den Ausgangspunkt zahlreicher Reformbestrebungen, welche die Stadt verändern und den Menschen von der unwürdigen, sowohl sein leibliches wie auch sein seelisches Wohl bedrohenden Not befreien wollen. Häufig wird dabei dem Leben in der industriellen Stadt ein idyllisches Dasein auf dem Lande entgegengestellt, das sich durch enge Naturverbundenheit, sinnvolle Arbeit, Integration des einzelnen in die Familie und in die Nachbarschaft auszeichnen soll sowie durch eine Bodenständigkeit, welche sowohl wirtschaftliche Sicherheit als auch eine stabile soziale Ordnung gewährleiste.

Es wäre jedoch falsch, dieses stark idealisierte Bild einer glücklichen bäuerlichen Existenz zum Leitbild zu erheben, nach dem sich die Umgestaltung des städtischen Raumes auszurichten hätte. Wir stehen auf einer bestimmten Stufe der geschichtlichen Entwicklung, welche die meisten Formen der industriellen Kultur notwendig einschließt. Diese lassen sich nicht beliebig durch Formen ersetzen, welche in einer anderen Ordnung, in der agrarischen zum Beispiel, entstanden und nur dieser Ordnung angemessen sind. Unsere Gesellschaft ist unabänderlich eine industrielle und städtische. Der Prozeß der Industrialisierung und der Verstädterung läßt sich nicht aufhalten, geschweige denn rückgängig machen. Er ist schon deshalb nötig, um die immer zahlreichere Bevölkerung auch zukünftig am Leben erhalten zu können. Gewiß sind bestimmte Erscheinungen des städtischen Lebens als schlecht und schädlich zu betrachten, so daß man versuchen sollte, sie durch ein planmäßiges und umsichtiges Eingreifen zu beseitigen. Die Lösungen müssen aber immer den Erfordernissen der Zeit angepaßt werden, sie müssen in die Zukunft weisen, nicht zurück in die Vergangenheit.

Die Versuche der modernen Stadtplanung, das Familienleben und die Nachbarschaft zu fördern, fanden das besondere Interesse der Soziologen. Der Familie kommt in der städtischen Gesellschaft eine sehr wichtige Aufgabe zu, die allerdings nicht — wie in vielen anderen Kulturen — auf dem Gebiete der sozialen Organisation liegt. Die Familie hat ihre Rolle als eine Basis-Gruppe, an die alle für die Gesellschaft lebenswichtigen Aufgaben delegiert werden, längst verloren und ist zu einer Intim-Gruppe geworden, die vor allem im Dienste ihrer Mitglieder steht. Sie ist unerläßlich für den Aufbau der sozial-kulturellen Persönlichkeit in der Kindheit und — als einzige dauerhafte Primärgruppe in der städtischen Gesellschaft — für das seelische Wohl des Erwachsenen, da sie ihm die Geborgenheit verleiht und ihn mit seinem Lebenspartner in intimen Kontakt bringt.

Ich möchte nicht alle Maßnahmen aufzählen, welche die Stadtplanung zum Wohle der Familie ergreifen könnte, sondern mich auf die Frage beschränken, wie das Familienleben in der Großstadt durch die Wohnungsgestaltung zu fördern wäre. Diese Frage ist von Architekten, Soziologen und Stadtplanern eingehend diskutiert worden, wobei sich gewisse generelle Grundsätze herauskristallisiert haben.

Es gibt keine «familiengerechte» Lösung des Wohnungsproblems — so lautet die erste Feststellung. «Familien unterscheiden sich nach ihrer Größe, ihrer Zusammensetzung, ihrer Altersstruktur, ihrer Zugehörigkeit zu sozialen Schichten und damit ihren Lebensweisen so stark voneinander, daß ‚familiengerecht Bauen' heißt, dieser Differenzierung ein reichhaltiges Angebot gegenüberzustellen[11].»

Damit sich eine Familie in ihrer Wohnung wohlfühlen und nach ihrem eigenen Leitbild frei entwickeln kann, müssen bei der Planung ihre subjektiven Vorstellungen und Wünsche berücksichtigt werden. Darüber wissen wir aber noch herzlich wenig, und unser Unwissen führt dazu, daß «man so wohnt, wie man baut, und so baut, weil man so wohnt[12]». Die Wohnwünsche der Bevölkerung können mit Hilfe von Erhebungen direkt ermittelt werden, wobei allerdings die Gefahr nicht unterschätzt werden darf, daß diese Wünsche ohne Rücksicht auf die realen Möglichkeiten geäußert werden. Viele Stadtbewohner möchten zum Beispiel gern in einem kleinen Eigenheim außerhalb der Stadtgrenze wohnen, sind aber gleichzeitig nicht bereit, eine Verlängerung des Arbeitsweges in Kauf zu nehmen. Viele möchten eine größere Wohnung haben, ohne indessen eine höhere Miete zu entrichten usw. Wir können uns auch dadurch über die Wohnwünsche unterrichten, daß wir den gegenwärtigen Bau von Eigenheimen, beziehungsweise deren Ausbau, analysieren, wie das etwa in der Dortmunder Untersuchung geschah[13].

Die bis jetzt gesammelten Erfahrungen zeigen eine außerordentliche Vielfalt von Wünschen. Diese wird nicht nur durch die objektiven Faktoren, wie Familiengröße, Beruf und Einkommen verursacht, sondern auch durch den

starken Drang, die Wohnung in einem eigenen persönlichen Stil zu gestalten. Dafür möge ein Beispiel genügen: Bei 97 in einer deutschen Erhebung befragten Familien, welche Drei-Raum-Wohnungen bewohnten, finden wir nicht weniger als 14 Varianten der Nutzung ihrer drei Räume — von der am häufigsten anzutreffenden Kombination, einer Wohnküche, eines Wohnschlafzimmers und eines weiteren Schlafzimmers — bis zu der sehr seltenen Lösung, neben dem Wohnzimmer ein Schlafzimmer sowie eine Schlaf-Wohnküche einzurichten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß es sich bei diesem Beispiel um eine Arbeitersiedlung handelt und nicht etwa um ein Künstlerquartier, in dem die Bewohner sich um jeden Preis originell einrichten wollen.

Diese Verschiedenheit der Wünsche bezieht sich allerdings vor allem auf Nebensächlichkeiten. Sobald es um die Befriedigung der aus dem Wesen des städtischen Lebens resultierenden Bedürfnisse geht, ergibt sich eine überraschende Übereinstimmung. Zu diesen Bedürfnissen gehört zunächst der Wunsch nach Abgeschlossenheit gegenüber den Nachbarn und der Straße, das heißt der Wunsch nach einer privaten Sphäre. Der Arbeiter, der den ganzen Tag in einer unveränderlichen, dabei nicht von ihm frei gewählten Umgebung verbringt, will sich in seiner Freizeit zurückziehen. Die Erfüllung dieses Wunsches bildet auch eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung der Familie, die — wie wir gesehen haben — immer stärker zu einer Intim-Gruppe wird.

Das zweite fundamentale Bedürfnis liegt in der Tatsache begründet, daß die städtische Wohnung eine wichtige Funktion als sichtbares Zeichen des erreichten Lebensstandards erfüllt. Der Wunsch, wenigstens einen repräsentativen Wohnraum zu besitzen, ist sehr verbreitet und wird oft auch dann durchgesetzt, wenn man ihn mit dem Verzicht auf manche Bequemlichkeit des täglichen Lebens bezahlen muß. Das kommt sehr deutlich in einem Bericht von Max Frisch zum Ausdruck: «Anläßlich eines Besuches im Ruhrgebiet zeigte man uns eine Selbsthilfesiedlung von Bergleuten. In einer sauberen und gemütlichen Wohnküche unterhielten wir uns, Kaffee trinkend, mit dem jungen Kumpel und seiner Familie... Was uns aber am meisten interessiert: der Grundriß, den dieser Bergarbeiter sich selbst gibt. Wohl ein Viertel der ohnehin sehr knappen Grundfläche ist der guten Stube geweiht, die wir (immerhin Gäste aus dem Ausland, angemeldet von der Sozialforschungsstelle der Universität, immerhin Herren mit Krawatte!) nicht benutzen, nur am Schluß besichtigen... Entschuldigungen von der Arbeiterfrau, es sei nicht abgestaubt, begleiten uns in ein Museum von Kleinbürgerlichkeit; wir sehen: Plattenspieler, Sofa, Kissen mit gestickten Windmühlen und Wasserfällen, Öldrucke in güldenem Rahmen, Kristalleuchter und so weiter... Der Zweck dieses Museums... ist eindeutig: der Kumpel, unter Tag eingesetzt, wie man Sklaven einsetzt, muß wenigstens zu Hause das Gefühl haben, ein gleichberechtigter Mensch zu sein, ein bürgerlicher Mensch...[14].»

Welche Richtlinien lassen sich für den Wohnungsbau aus dem Gesagten ableiten? Die städtische Wohnung soll für die Familie ein Ort sein, wo sich ihr privates Leben ungestört entfalten kann; sie muß den Bedürfnissen dieses Lebens entsprechen, wobei neben den objektiven Bedürfnissen, die von Biologen, Ärzten und Hygienikern ermittelt werden, auch die sozialen zu berücksichtigen sind. Infolge der starken Differenzierung der Wohnwünsche muß die städtische Wohnung sehr modifikationsfähig sein, zunächst in dem Sinne, daß sie keine starre *Struktur* besitzen darf, indem zum Beispiel die Küche als Wohn- oder als Eßküche benützbar sein sollte, ein anderer Raum sowohl als Wohnstube wie auch als Eß-Wohnraum oder als Wohn-Schlafraum. Die Wohnung sollte sich aber auch *vergrößern* beziehungsweise *verkleinern* lassen, wodurch dem städtischen Menschen das Verbleiben in der gleichen Wohnung während längerer Zeit und somit die Verwurzelung erleichtert werden sollte. Da jede Familie einen bestimmten Lebenszyklus durchläuft — zunächst als neuvermähltes Ehepaar, dann als Elternpaar mit Kindern, schließlich, nachdem die Kinder das elterliche Haus verlassen haben, wiederum als einzelnes Ehepaar — ändert sich die ihr angemessene Wohnungsgröße ständig. Weil sich das Postulat einer modifizierbaren Wohnungsgröße nicht leicht realisieren läßt, sollten in jedem Quartier, ja womöglich in jedem Haus verschiedene Wohneinheiten gebaut werden, so daß die Familie stets eine ihrer Entwicklung — und auch ihrem Einkommen — entsprechende Wohnung beziehen kann, ohne die engere Umgebung verlassen zu müssen.

Die Nachbarschaft

Die Bestrebungen im Dienste des Familienschutzes können sich auf eine bereits existierende, dabei außerordentlich zähe und lebendige soziale Institution stützen. Viel ehrgeiziger ist die Zielsetzung der Stadtplaner in bezug auf die Nachbarschaft; denn hier gilt es, aus einer undifferenzierten Masse heraus, die gar keine Tendenz zur Gruppenbildung aufweist, eine neue soziale Gruppe *zu schaffen.*

Die Nachbarschaft wird im Rahmen der Stadtplanung als ein baulich klar abgesetzter Teilbezirk definiert, mit eigenem wirtschaftlichen und kulturellen Schwerpunkt, mit Einkaufs- und Erholungszentren usw. Ihre Größe soll einem Grundschulbezirk entsprechen[15].

Es ist nichts gegen die Idee einzuwenden, in der modernen Stadt solche kleine Einheiten zu schaffen. Man begeht jedoch einen Fehler, wenn man dieser architektonischen und verkehrstechnischen Planungseinheit einen tieferen sozialen Sinn zu verleihen versucht und von ihr erwartet, daß sie in der städtischen Kultur die Funktionen der Dorfgemeinschaft übernehme. Das Zusammenwohnen, der tägliche Kontakt mit anderen Menschen, die physische Nähe,

bedeuten noch keine soziale Einheit. Gerade die physische Nähe führt oft zu einer Überbetonung der sozialen Distanz.

Es wird manchmal behauptet, daß das *gemeinsame Handeln* spontan zur Gruppenbildung führe; deshalb versucht man, der städtischen Nachbarschaft bestimmte Aufgaben zu übertragen, beispielsweise in der Schulpflege, in der Planung gemeinsamer Einrichtungen, wie von Sportplätzen, Kindergärten usw. Diese Versuche scheitern indessen meistens. Ein wichtiger Zweig der Sozialwissenschaft, die — von Moreno entwickelte — Soziometrie, entsprang gerade der Einsicht, daß die räumliche Ordnung der Menschen, sei es beim Wohnen, sei es bei der Arbeit, nur selten zur Gruppenbildung führt. Wenn man eine Anzahl Menschen zu einer funktionsfähigen Gruppe zusammenfügen will, muß man — nach Moreno — zunächst die latente soziale Struktur der Gruppe erforschen und dann die räumliche Aufteilung der Individuen dieser Struktur anpassen. Nicht das gemeinsame Handeln begründet demnach die soziale Einheit, sondern diese bildet die notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Zusammenarbeit.

Dem Gedanken der städtischen Nachbarschaft liegt offenbar das idealisierte Bild des Dorflebens zugrunde. Die Dorfgemeinschaft stellt jedoch viel mehr als nur eine räumliche Ordnung der Nachbarn dar. Sie ist eine Schicksalsgemeinschaft, in die man hineingeboren wird und in der man in der Regel sein ganzes Leben verbringt. Das Kind nimmt seit seinem frühesten Lebensalter einen bestimmten Platz innerhalb der sozialen Ordnung des Dorfes ein. Ja, dieser Platz ist ihm schon reserviert, bevor es zur Welt kommt, und er bestimmt die sozialen Beziehungen, die Rechte und Pflichten, das Ansehen und das Selbstbewußtsein des Individuums.

In der Dorfgemeinschaft deckt sich die Nachbarschaft weitgehend mit der Verwandtschaft. Diese Übereinstimmung resultiert aus der Tatsache, daß die Dorfbewohner relativ wenig mobil sind und untereinander heiraten. Die Wohngemeinschaft bildet ein feines soziales Netz, das den einzelnen bereits in seiner frühesten Kindheit einbezieht, in der Spielgruppe, welche neben der Familie die wichtigste Primärgruppe des Dorflebens ist. Die Nachbarn sind durch diese seit der Kindheit bestehenden freundschaftlichen Beziehungen eng miteinander verbunden.

Die Wohnordnung im Dorfe wird schließlich nicht durch den Zufall, sondern durch die gegebenen Eigentumsverhältnisse bestimmt. Deshalb empfindet jeder Dorfbewohner seine Umgebung als unausweichliches Schicksal. Die vielgepriesene Integration des einzelnen in die Nachbarschaft basiert keineswegs auf einer freien Entscheidung. Sie ist vielmehr durch das Kultursystem erzwungen, wobei allerdings einige Elemente dieses Systems ihre Durchführung sehr erleichtern.

Diese Merkmale der Dorfgemeinschaft fehlen der städtischen Nachbarschaft. Deshalb ist die Hoffnung, durch entsprechendes Planen des Siedlungsraumes

allein eine Nachbarschaft im Sinne einer lebendigen Gemeinschaft schaffen zu können, nicht berechtigt. Alle Versuche in dieser Richtung haben denn auch bis jetzt keine ermutigenden Resultate gezeitigt.

Das Versagen der Planung auf diesem Gebiete ist dabei keineswegs als tragisch zu bewerten. Die Nachbarschaft stellt — im Gegensatz zur Familie — eine Form des Zusammenlebens dar, welche nur unter bestimmten Bedingungen spontan entsteht. Sie setzt die Seßhaftigkeit des Menschen und beschränkte Kommunikationsmöglichkeiten voraus. Die Fortschritte der Verkehrsmittel ermöglichen die Übernahme ihrer Funktion durch andere Institutionen, etwa durch den Bekanntenkreis oder durch die Verwandtschaft. Eine künstliche Förderung dieser Institution hätte sogar schädliche Auswirkungen auf die Integration des Städters. So ist es zum Beispiel durchaus denkbar, daß eine intensive Betätigung im nachbarschaftlichen Kreis sich negativ auf das Familienleben auswirken könnte. Wie bei jedem Planen sozialer Institutionen müssen wir uns auch hier die Frage stellen, ob die städtische Bevölkerung tatsächlich ein reales Bedürfnis nach einer echten, über die Familie hinausgehende Gemeinschaft empfindet, und — falls diese Frage bejaht wird — ob die Schaffung der Nachbarschaft diesem Bedürfnis am besten entspricht.

Diese Schlußfolgerung kann zu einer allgemeinen These erweitert werden. Wir können die Stadtplanung auf eine großangelegte Idee ausrichten, die kompromißlos verwirklicht werden muß. Wir können das Planen aber auch als vorsichtige, tastende Arbeit auffassen, welche den Menschen in den Mittelpunkt stellt und sowohl auf seine Bedürfnisse als auch auf die Gesetzlichkeiten des städtischen Lebens Rücksicht nimmt. Ich halte nur diese zweite Art des Planens in einer Demokratie für berechtigt. Sie stellt uns vor Aufgaben, die so kompliziert sind und so viele Gebiete berühren, daß sie nur durch Zusammenarbeit der Vertreter all dieser Einzelgebiete, von Theoretikern und Praktikern, einer Lösung näher gebracht werden können.

[1] Hans Carol und Max Werner, Städte — wie wir sie wünschen. Zürich 1949, S. 48.

[2] Günther Ipsen, Artikel: «Stadt (IV)», in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 9, 1956, S. 789.

[3] Vgl. Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus, Dritter Band. München und Leipzig 1927, S. 402f.

[4] Ipsen, op. cit., S. 790.

[5] Vgl. Rainer Mackensen et al., Daseinsformen der Großstadt. Tübingen 1959, S. 321.

[6] Clark Colin, The Economic Function of a City in Relation to Its Size, in: Econometrica 13, 1945, S. 112.

[7] Vgl. Amos H. Hawley, Theorie und Forschung in der Sozialökologie, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, ed. R. König, Stuttgart 1962, S. 484.

[8] Vgl. Mackensen, op. cit., S. 322f. Vgl. auch: Robert E. Dickinson, The West European City, London 1951, S. 79f.

[9] Vgl. für Deutschland: Mackensen, op. cit., S. 75ff.

[10] Ipsen, op. cit., S. 790.

[11] Mackensen, op. cit., S. 234.
[12] Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter, Die neue Stadt, Basel 1956, S. 9.
[13] Mackensen, op. cit., S. 245 ff.
[14] Burckhardt et al., op. cit., S. 35.
[15] Vgl. zum Beispiel: J. L. Sert, Can Our Cities Survive? Cambridge, Mass., 1944, S. 70.

Literaturverzeichnis

Bahrdt, Hans Paul, Die moderne Großstadt. Rowohlts Deutsche Enzyklopädie Bd. 127, 1961. (Mit Bibliographie.)

Duncan, Otis Dudeley, Optimum Size of Cities, in: Paul Hatt and Albert J. Reiss, Reader in Urban Sociology, Glencoe 1951.

Klages, Helmut, Der Nachbarschaftsgedanken und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt. Köln-Opladen 1958.

Orlans, Harold, Stevenage. A Sociological Study of a New Town. London 1952.

Pfeil, Elisabeth, Großstadtforschung. Bremen 1950.

Pfeil, Elisabeth, Soziologie der Großstadt, in: A. Gehlen und H. Schelsky, Soziologie, 2. Aufl., 1955.

Regionalplanung im Kanton Zürich, II. Reihe, Heft 4. Bericht der Expertenkommission für Regionalplanungsfragen.

Schweiz. Rundschau 56, 1956/57, Sondernummer 11/12, «Großstadt».

Wirth, Louis, Urbanism as a Way of Life, abgedruckt in: Soziologische Forschung in unserer Zeit, hg. von K. G. Specht, Köln 1951.

Auf weitere Untersuchungen wurde in den Fußnoten verwiesen.

Nach einem Vortrag an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.